

Angriffe gegen den Justizminister

Die Verlegung eines mittleren Justizbeamten vom Amtsgericht Leipzig an das dortige Landgericht und der am kommenden 1. Oktober bevorstehende Übertritt des bis dahin sein 70. Lebensjahr vollendenden Präsidenten des Amtsgerichts Leipzig Thieme-Garman...

Am 10. Dezember 1921 wurde im Justizministerium die Verlegung des Justizinspektors Tripsche vom Amtsgericht an das Landgericht Leipzig angeordnet.

Unter dem 13. Dezember 1921 wurde die Verordnung im Ministerium abgefertigt.

Am 19. Dezember 1921 wurde die Ausführung dieser Verordnung bis auf weiteres angehalten, und zwar auf eine Bitte von Tripsches Nachfolger, der je Gelegenheit erhielt, sich leichter einzuarbeiten.

Am 7. Februar 1922 wurde die Ausführung der oben erwähnten Verordnung vom 13. Dezember (Verlegung Tripsches) einseitig angeordnet, und zwar mit Wirkung für den 1. März 1922.

Unter dem 14. Februar ist diese Verordnung abgefertigt worden.

Am 15. Februar 1922 ist Tripsche vor dem Untersuchungsausschuss vernommen worden, wozu das Justizministerium erst nachträglich, und zwar zunächst aus der Presse Kenntnis erhielt.

In der Presse wird nun behauptet, die Verlegung Tripsches sei eine Folge seiner Ansjage vor dem Untersuchungsausschuss. Die mitgeteilten Daten erweisen die Unrichtigkeit dieser Behauptung.

Sachlich hatte sich die also schon vor mehr als zwei Monaten angeordnete Verlegung Tripsches als notwendig herausgestellt, weil sich schon seit Jahren zwischen der Beamtenfamilie, insbesondere der mittleren und der unteren, und der Leitung des Amtsgerichts Leipzig ungenügende und für den Dienstbetrieb auf die Dauer unerträgliche Verhältnisse herausgebildet hatten.

Sachlich hatte sich die also schon vor mehr als zwei Monaten angeordnete Verlegung Tripsches als notwendig herausgestellt, weil sich schon seit Jahren zwischen der Beamtenfamilie, insbesondere der mittleren und der unteren, und der Leitung des Amtsgerichts Leipzig ungenügende und für den Dienstbetrieb auf die Dauer unerträgliche Verhältnisse herausgebildet hatten.

Bacelli beim Reichspräsidenten

Berlin, 26. Februar. Der Reichspräsident empfing gestern den apostolischen Nuntius Bacelli zur Überreichung eines päpstlichen Handjuchens, in dem Papst Pius XI. von seiner Wahl und seinem Amtsantritt dem Reichspräsidenten amtlich Kenntnis gibt.

Dittmar und Boldt

Zwinnmünde, 27. Februar. Der verantwortliche Redakteur der „Zwinnmünder Schwarm“ schreibt: Während des Eisenbahnstreiks zeigte ich, daß die feindlich verfolgten Offiziere Dittmar und Boldt sich in Zwinnmünde aufhielten, um mit einem hier im Hafen liegenden ausländischen Dampfer nach Schweden zu gelangen.

Kant und die Gottesbeweise

Philosophische Gedankengänge aus den Vorlesungen des Hofprof. Dr. Schreibers an der Leipziger Universität (Fortsetzung.)

Wir erwidern hierauf: Kant hat recht mit der Bemerkung, daß der ontologische Beweis ein Beweis aus reinen Begriffen ist, den Boden der Wirklichkeit nicht unter den Füßen hat und darum nichts beweist für einen wirklichen außerweltlichen Gott.

Aber mit Unrecht stellt Kant die Behauptung auf, der teleologische Beweis beruhe auf dem teleologischen. Beide Beweise gehen vielmehr von ganz anderen Tatsachen aus: der teleologische von der Tatsache des Entstehens und Vergehens von Weltbegebenheiten...

Diese Voraussetzung ist keine reine Begriffsanalyse, weder im teleologischen Beweis, was wir im zweiten Vortrag dargestellt haben, noch auch im teleologischen Beweis, wie die ganze obige Darstellung zeigt.

Dem fünfjährigen Einwand gibt Kant folgende Antwort: Die höchste formale Einheit, welche allein auf Vernunftgründen beruht, ist die zweifelhafte Einheit der Dinge, und das heißt: die Einheit der Vernunft; nicht es notwendig, alle Anordnung in der Welt so anzusehen, als ob sie aus der Abicht einer allerbhöhen Vernunft entsprossen wäre.

Kant: Diese Aufstellung Kants ist ein Ausfluß seiner ganzen Erkenntnislehre, wonach die Begriffe: Ordnung, Zweckmäßigkeit, Zweckmäßigkeit, Einheit rein subjektive Kategorien des Verstandes und die Ideen: Welt (d. h. die geordnete Einheit aller Einzelordnungen und aller Einzelzielstrebigkeit)

und Gott rein subjektive Ideen der Vernunft sind. Kurzum, wonach, alles über die Erscheinungen hinausgehende nur ist, als ob es wäre.

Wir haben aber bei der Darstellung der Erkenntnislehre Kants erörtert, daß diese Aufstellungen Kants den evidenten Wahrnehmungen und Urteilen des Vernunftseins widersprechen und in ihren Folgerungen schließlich zum Solipsismus, ja zum erkenntnistheoretischen Nihilismus führen.

Wer die menschliche Vernunft nicht erniedrigen, nicht ihres Ehrenworzes eine die Wahrheit erkennenden Fähigkeit berauben will, muß darum, gerade weil er kritischen Sinn sich bewahrt und ein ernst zu nehmender Philosoph sein will, auch dem teleologischen Gottesbeweise apostolische Beweise zuwenden und dem allmächtigen und allweisen, mit souveräner Freiheit begabten Weltbauweisen und Welt schöpferischen

Der Belagerungszustand in Gleiwitz wieder aufgehoben

Gleiwitz, 27. Februar. Die Interalliierte Kommission gibt bekannt, daß die Kommission auf Antrag der Besatzung beschlossen habe, den Belagerungszustand in Gleiwitz wieder aufzuheben.

Keine Anrechnung der Befahrungszulagen auf die Wirtschaftsbeihilfen

Böln, 27. Februar. Oberbürgermeister Dr. Abenauer-Böln hat in Berlin mit dem Reichsfinanzminister Dr. Hersem mündlich über die beabsichtigte Anrechnung der Befahrungszulagen auf die widerrechtlichen Wirtschaftsbeihilfen verhandelt.

Nachrichten aus Sachsen

Bauhen. Am katholischen Seminar fanden die diesjährigen Reifeprüfungen mit den am 22. und 23. d. Mis. abgehaltenen mündlichen Prüfungen ihren Abschluß.

Das Rosenhaus

Originalroman von Felix Rabo (68. Fortsetzung.)

Sie lächelte und ging ins Haus. Herr Thiebold nickte. „Sie tun immer recht“, sagte er zu Jusseph. „Sie versteht es, Traum und Leben, Schein und Sein, Phantasie und Wirklichkeit in schönster Einigung, in reiner Harmonie zu bringen — und das ist höchste Lebenskunst.“

„Sie ist eben ein Sonnenschild“, bestätigte Jusseph. „Ganz recht, mein Alter: ein Sonnenschild und ein Sonnenkind! ... Darum soll sie auch ihren Siegfried haben ... Ich muß darüber lediglich mit den Rheinidolern reden. Kommt mit, Jusseph, stehe die Richter an im Trinkhübeln ...“

Sie verschwand durch das geheimnisvolle Pförtchen und um das Rosenhaus ward es still; die Sonne wach ihren Hauber um den alten Bau, und der Abendfriede senkte sich leise auf ihn nieder.

Drinnen im Inneren der Rheinidolern sah ein einsamer Neger und blickte das Trinken; er hielt Zwiesprache mit den guten Geistes der Hauses und sann und sann, wie er dem lieben Kinde, das ihn dem Leben und der Freude wiedergegeben hatte, aus der Not helfen könnte ...

Und endlich beim dritten Necker, den er der schönen Wella- wunde widmete, glaubte er, es gefunden zu haben, und lächelte still und glücklich vor sich hin ...

Trotz der drückenden Sommerhitze gingen Thiebold und Wella jeden Tag ins Dorf, um sich mit eigenen Augen davon zu überzeugen, welche Fortschritte der Wiederaufbau der Fabrik und der Arbeiterkolonie machte. In der Abendstunde machte dann Wella gewöhnlich noch einen Spaziergang zum Wingerhäuschen, das ihr über alles lieb geworden war. Auffälligerweise war ihr Onkel nie zu bemerken, sie zu begleiten. Er schätzte Müdigkeit vor und sah dann ein Säubchen drinnen im Trinkhübeln bei den Rheinidolern. Manchmal kam auch Dr. Thiebold, dann dauerten die „Verhaltungen“ länger und schienen sehr interessant zu sein.

„Sie trinken wohl schon auf die beiderseitige Verwandtschaft“, dachte Wella und beschloß, die beiden Herren nicht mehr zu hören, sondern Jusseph zu schicken, wenn das Nachtmahl bereiteitstand. Sie trat daher mit Thiebold nicht mehr zusammen und fragte auch nicht nach ihm.

Them Onkel fiel das auf, und eines Abends, als er wieder mit Thiebold beim Wein saß, sagte er: „Nun, wie ist denn mit Wella? ... Wollen Sie uns wirklich verlassen? ... Und wann?“

„So bald als möglich“, erwiderte Thiebold wortlos. „So sehr eilt es Ihnen? ... Nun, des Menschen Wille ist kein Himmelreich. Geben Sie also mit Gott!“

Thiebold war etwas ärgerlich, daß Thiebold sich nicht die geringste Mühe gab, ihn zu halten. „Nun“, sagte er gereizt, „der Herrgott hat eigentlich damit nichts zu tun —“

— sondern das Herz, worin Thiebold scheinbar harmlos hin. — „Wie?“ horchte Thiebold auf. — „Das Herz!“ wiederholte Thiebold. „Das sagte auch Wella, als Sie damals von Köln aus nach Bonn und Rommerwerth fuhren —“

„Was sagte sie?“ rief Thiebold und drückte Thiebolds Arm mit solcher Kraft, daß dieser leise aufschrie.

„Jeder Mensch geht dahin, wohin ihn sein Herz zieht — sagte Wella ... Und da Sie nach Bonn gehen, muß Sie Ihr Herz dorthin ziehen —“

„Sie haben ne Ahnung“, sagte Thiebold und tat einen tiefen Zug aus dem Römer. „Nicht?“ tat Thiebold erstaunt. „Ja, Menschenkind, warum wollen Sie uns dann verlassen? ... Ich hab Ihnen doch nichts getan ... Freilich, mit Wella stellen Sie sich in letzter Zeit schlecht ... Ihr beiden seid die reinsten Antipoden —“

„Antipoden?“ rief Thiebold und machte große Augen. „Wieso Antipoden?“

„Na — Sie gedenken jeden Tag rheinaufwärts, weil Ihr Herz Sie nach Bonn zieht, und Wella wandert jeden Abend rheinabwärts — zum Wingerhäuschen ... offenbar auch nur deshalb, weil ihr Herz sie dorthin zieht ... Ergo — sind Ihr Gegenpole, oder nicht?“

Thiebold schaute gewaltig und schaute tief in seinen Römer. „Wie klug Sie sind!“ sagte er und leerte den Kelch. „Es könnte aber auch anders sein —“

„Ach nein!“ machte Thiebold und streifte seinen Rockbar mit einem schelmischen Blick. „Und da ihr beide nicht vertragen“, lächelte er fort, „so ist allerdings am besten, wenn Sie nach Bonn auswandern. Dann ist Wella in ihrem Wingerhäuschen ungehindert. Ehe Sie uns aber verlassen, habe ich noch eine Bitte. Werden Sie mir dieselbe erfüllen?“

„Selbstverständlich, wenn es in meiner Macht liegt ...“

„Es liegt ganz bei Ihnen ... nämlich — ich möchte Wella eine Überwachungs- und eine Freundesbereite ...“

„Überwachungs- und Annonen!“ rief Thiebold erregt. „Ich bin wieder Wella! ... Immer nur Wella, als ob sich die ganze Welt um Wella drehte ...“

Thiebold tat erschrocken. „Ja, wenn es Ihnen unangenehm ist, den Namen zu hören, dann will ich lieber schweigen.“

„Zum Danker so schicken Sie endlich los“, rief Thiebold, „damit wir die Sache erledigen, sonst kommen Sie noch hundertmal mit Wella, Wella — und kein Ende!“

„Ach Gott, ich habe nicht gemerkt, daß Sie das Wörtel so furchtbar hassen“, sagte Thiebold und bligte ganz zerknirscht drein. „Sie ist doch nicht gar so schlimm! ... Das arme Kind —“

„Schicken Sie los!“ brüllte Thiebold und hielt den Römer so heftig an den Tisch, daß er zerbrach. „O weh ...“

„Eherben bedeuten Wied“, sagte Thiebold lächelnd. „Unfönn! ... Wie kann ein moderner Mensch solchen Wönsinn glauben? ... Eherben sind Eherben — Wella. Und ich bitte um Entschuldigung, daß ich in meinem Jörn das Glas zerbrochen habe ...“

„Ja — warum haben Sie denn solchen Jörn?“ fragte Thiebold und sah seinem Wönn lächelnd in die Augen. „Ach habe Sie doch nicht gereizt ... es muß also wiederum Wella sein ...“

„Kartürlich ist Wella — wer denn sonst? ... Nun aber herons mit Ihrer Bitte!“

„Na, wenn Sie befehlen! ... Wiso — Sie sind nebenbei auch Künstler, Sie zeichnen und malen — und zwar brillant! ... Na, da möcht ich Ihnen nachgeben, stiften Sie doch drachen im Wingerhäuschen ein kleines Kubeken, als Erinnerung an vergangene Zeiten, vielleicht die Jahre, wie Wella am Eingang steht, wie die Kugel geflogen kommt — wie sie wankt! Dann hängt sie der Medizinnmann Herbert Thiebold ... in seinen Armen auf ...“

Thiebold pustete erregt los: „Mein lieber Schwam, so ist das ja gar nicht gewesen!“

„Nicht? ...“ verwunderte sich Thiebold. „Na — Sie müssen natürlich am besten wissen, denn Sie waren ja dabei ... Dann also stellen Sie die Sache so dar, wie sie in Wirklichkeit war! ... Eagen Sie die Wahrheit!“

Thiebold sprang auf: „Ja, zum Henker — das will ich — die Wahrheit sagen! Und wenn die Welt darüber in Erdrämmer geht. Adieu!“ Er fürzte davon.

„Na, na“, rief ihm Thiebold nach, „was ist Ihnen auf einmal in die Krone gefahren? ... Wie ist also mit dem Bild — malen Sie’s!“

„Natürlich“, stand es zurid, „ich mal’s! ... Ja, sag die Wahrheit ungeschminkt ... Ein Lump, wer mit Lügen gepakt durch die Welt läuft.“

Thiebold riob sich vergnügt die Hände und lachte leise in sich hinein. „Na — wenn sich die Rosen nicht blühen ... Jusseph, darauf trinkt ich noch ein Glas ... Rheingold!“

Die Abendsonne wob rosenrote Schleier um das Wingerhäuschen und tiefer Friede lag über der Welt. Wella schritt langsam durch die sonnigen Mebüden auf das Häuschen zu; ein milder trauriger Zug lag auf ihrem schönen Gesicht. Immer, wenn sie allein war, erwachten die heißen Wünsche ihres Herzens, und ihre Seele weinte vor Leid und Weh —

Da blieb sie plötzlich stehen und blökte erstaunt auf den Tümpel, den an der Stelle, wo einst die Kugel eingeschlagen hatte, ein flammendes Herz schmaltte, das von einem schwarzen Pfeil durchbohrt war.

Sie griff nach ihrem eigenen Herzen und fühlte einen heißen Schmerz in ihrer Brust, als hätte sie selbst auf ein Pfeil getroffen. „Wer ... wer hat das getan? ...“ fragte sie und schloß sich auf die Bank, da ihre Arme zitterten. Aber es tat sie nicht dort, sie erhob sich, betrachtete sorgfältig die seltsame Malerei und folgte der Richtung, die der Pfeil andeutete. Da erblickte sie im Wingerhäuschen mehrere Blätter und betrachtete sie voll Interesse. Es waren höchlich hingeworfene, aber scharf umrissene Etagen, die eine sichere Hand entworfen hatte. In ihrem größten Staunen erkannte sie unter der Tür des Wingerhäuschens — das zweite, wie drüben ein Jäger auf sie anlegte, im dritten fand sie zu Boden und im vierten hob sie Thiebold in seinen Armen empor und hielt sie an seiner Brust ... Unter diesem Blatte stand:

„Geimat des Derzens ...“

Auf Wella's Wangen wechselten Röde und Blässe. „Was soll das bedeuten?“ fragte sie leise.

„Die Wahrheit“, erlang hinter ihr eine ernste, feste Stimme. „Die Geimat des Weibes ist am Herzen des Mannes. Weist du das nicht, Wella?“

(Schluß folgt.)